Das Buch „Dying by the Sword" von **Monica Duffy Toft** und **Sidita Kushi** ist sowohl ein wissenschaftliches Werk als auch eine schonungslose Anklage. Es widerlegt den hartnäckigen Mythos, dass die Vereinigten Staaten ein zögerlicher Krieger seien, der nur widerwillig in Konflikte anderer verwickelt werde. Stattdessen beweisen sie anhand ihres *Military Intervention Project* – der umfassendsten Datensammlung ihrer Art –, dass die USA der interventionistischste Staat der modernen Geschichte sind. Eine Rezension von **Michael Holmes**.

Die Zahlen sprechen eine deutliche Sprache. Von 1776 bis 2019 haben die Vereinigten Staaten 392 militärische Interventionen durchgeführt. 34 Prozent davon fanden in Lateinamerika und der Karibik statt, 23 Prozent in Ostasien und im Pazifikraum, 14 Prozent im Nahen Osten und in Nordafrika, 13 Prozent in Europa und Zentralasien und neun Prozent in Afrika südlich der Sahara. Mehr als die Hälfte aller Interventionen fanden seit 1945 statt, fast ein Drittel seit dem Ende des Kalten Krieges. Bemerkenswert ist, dass Toft und Kushi feststellen, dass 1974 das letzte Jahr war, in dem die Vereinigten Staaten nicht mindestens eine neue militärische Intervention gestartet haben. Davor gab es in der Nachkriegszeit nur eine weitere Pause im Jahr 1952 – was unterstreicht, wie sehr der ständige Krieg zum amerikanischen Standard geworden ist. Über einen längeren Zeitraum gemessen, hat sich das Tempo der US-Interventionen dramatisch beschleunigt. Zwischen 1776 und 1945 intervenierte Washington etwa ein- bis eineinhalb Mal pro Jahr. Während des Kalten Krieges stieg diese Zahl auf fast 2,5 Interventionen pro Jahr. Nach dem Kalten Krieg stieg sie auf 4,6 pro Jahr, und seit 2001 liegt sie mit 3,6 pro Jahr weiterhin außerordentlich hoch.

Die vielleicht vernichtendste Erkenntnis des Buches ergibt sich aus dem Vergleich des Feindseligkeitsgrades der USA mit dem ihrer Feinde. Während des Kalten Krieges waren die Feindseligkeitsgrade in etwa symmetrisch. In allen Zeiträumen davor und danach zeigten die Vereinigten Staaten jedoch einen höheren Feindseligkeitsgrad als ihre Gegner – oft sogar einen deutlich höheren. Dies deutet stark darauf hin, dass die meisten Kriege der USA im Laufe ihrer Geschichte keine Verteidigungskriege waren, sondern imperiale Kriege, in denen Washington der Haupteskalierer war. Darüber hinaus waren von 1776 bis zum Ende des Kalten Krieges mehr als 75 Prozent aller US-Interventionen unilateral. Seit 1990 ist dieser Prozentsatz auf 57,7 Prozent gesunken. Der selbsternannte Weltpolizist hat sich nie sonderlich um die weltweite Meinung oder das Völkerrecht gekümmert.

Eine der aufschlussreichsten statistischen Erkenntnisse von Toft und Kushi ist, dass

die Hauptgegner der USA heute keine zufälligen Feinde sind, sondern genau die Länder, in denen sie im Laufe seiner Geschichte am häufigsten interveniert haben. Die sieben Länder mit den höchsten Interventionszahlen sind bezeichnend: China, Russland, Mexiko, Nordkorea, Kuba, Iran und Nicaragua. Weit davon entfernt, Stabilität zu schaffen, hinterließen wiederholte Interventionen ein Erbe aus Unmut, Misstrauen und Widerstand. Es ergibt sich ein ernüchterndes Bild: Die heutigen Konflikte sind keine Zufälle der Geopolitik, sondern das direkte Ergebnis einer langen Geschichte, in der Washington versucht hat, seinen Willen mit Gewalt durchzusetzen. Mit anderen Worten: Die beständigsten Feinde der Vereinigten Staaten sind zu einem großen Teil diejenigen, zu deren Entstehung es selbst beigetragen hat. Entscheidend ist, dass die militärischen Interventionen, Einmischungen, Wirtschaftssanktionen und ständigen Drohungen der USA in diesen Ländern nicht nur den Kreislauf der Feindseligkeiten verfestigt haben, sondern mit ziemlicher Sicherheit auch zu ihrem Mangel an Demokratie, Liberalismus und Wohlstand beigetragen haben – die autoritären Regime, die Washington heute so gerne verteufelt, sind zu einem nicht geringen Teil das Produkt seiner eigenen Aggressionen. Wenn Menschen unter der Belagerung einer Großmacht leben, wenn ihre Gesellschaften von Gewalt, Armut und dem Verfall von Bildung und Chancen gezeichnet sind, werden sie nicht demokratischer oder liberaler. Stattdessen schaffen Angst, Not und Unsicherheit einen fruchtbaren Boden für autoritäre Herrschaft – und Washingtons Aggressionen haben wiederholt dazu beigetragen, genau das zu erreichen. Um es ganz deutlich zu sagen: Die USA schaffen sich seine eigenen Feinde und verurteilen sie dann für genau die Zustände, zu deren Entstehung es selbst beigetragen haben.

Diese Rezension stützt sich sowohl auf das Buch als auch auf die dazugehörigen Fallstudien, um einen chronologischen Überblick über die Verbrechen zu geben, die aus diesem Interventionsmuster resultierten. Von den Vernichtungsfeldzügen gegen indigene Völker bis zur Wasserfolter auf den Philippinen, von den Terrorbombardements in Korea, Japan und Deutschland bis zur Unterstützung von Todesschwadronen in Guatemala und El Salvador, von der chemischen Verwüstung Vietnams bis zum Krieg gegen den Terror – die Beweise von Toft und Kushi ergeben ein vernichtendes Bild. Die Kriege der USA waren selten Kriege ums Überleben. Es handelte sich überwiegend um Kriege der Wahl, die von expansionistischen, kommerziellen und imperialen Ambitionen getrieben waren.

Imperium im eigenen Land: Eroberung und Expansion

Das erste Jahrhundert der amerikanischen Militärgeschichte war vor allem der

Eroberung des Kontinents gewidmet. Die Kriege gegen indigene Völker waren systematische Vernichtungs- und Vertreibungskampagnen, keine vereinzelten Grenzscharmützel. Ganze Dörfer wurden niedergebrannt, Ernten zerstört und die Bevölkerung zu Todesmärschen wie dem Trail of Tears gezwungen. Von den Seminolen in Florida bis zu den Sioux und Apachen in den Ebenen und im Südwesten war das Muster immer dasselbe: Der Einsatz überwältigender Gewalt, um Land für Siedler zu räumen, oft begleitet von Massakern an Nichtkombattanten.

Gleichzeitig projizierte die junge Republik ihre Macht auch in Übersee. In Nordafrika kam es im Rahmen der Barbary-Kriege zu Bombardierungen von Tripolis und Algier durch die US-Marine, verbunden mit Strafexpeditionen gegen Küstenstädte. In der Karibik landeten amerikanische Kriegsschiffe Marinesoldaten an Orten wie Kuba und Puerto Rico, lange bevor diese offiziell zu US-Besitz wurden. Im Pazifik richteten sich frühe Interventionen unter dem Vorwand des Handels gegen polynesische Inseln und chinesische Häfen und hinterließen oft Zerstörung.

Der Mexikanisch-Amerikanische Krieg von 1846 bis 1848 war die erste große Eroberung der Republik in Übersee. Als Verteidigungskrieg dargestellt, war er in Wirklichkeit ein Expansionskrieg, der Mexiko die Hälfte seines Territoriums raubte. US-Truppen besetzten Städte, plünderten und führten summarische Hinrichtungen von mutmaßlichen Guerillakämpfern durch. Die Zivilbevölkerung litt am meisten unter der Gewalt, und die eroberten Gebiete wurden zur Grundlage des US-amerikanischen Kontinentalimperiums.

Bis zur Mitte des Jahrhunderts war das Muster unverkennbar: Die Vereinigten Staaten waren keine belagerte Macht, die um ihr Überleben kämpfte. Sie waren eine expansionistische Republik, die Gewalt einsetzte, um andere zu vertreiben, zu erobern und sich wirtschaftliche Vorteile zu sichern.

Die imperiale Wende: von der Karibik zum Pazifik

Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts waren die Vereinigten Staaten über ihre kontinentalen Grenzen hinausgewachsen und wandten sich nach außen. Der Spanisch-Amerikanische Krieg markierte den Beginn einer neuen imperialen Phase. Kuba wurde besetzt, Puerto Rico und Guam annektiert und die Philippinen gewaltsam unterworfen. Auf den Philippinen führte das US-Militär eine so brutale Aufstandsbekämpfung durch, dass sie mit den schlimmsten Kolonialkriegen Europas vergleichbar ist. Dörfer wurden niedergebrannt, Zivilisten in Konzentrationszonen zusammengetrieben, und Folter wurde zur Routine. Die „Wasserbehandlung”, eine

Form des simulierten Ertränkens, wurde systematisch angewendet. Auf der Insel Samar befahl General Jacob Smith seinen Truppen, die Region in eine „heulende Wildnis" zu verwandeln und alle Männer über zehn Jahren zu töten. Zehntausende Filipinos starben in einem unter dem Banner der Zivilisation geführten Pazifizierungskrieg.

Im neuen Jahrhundert wurden die Marines zur eisernen Faust des amerikanischen Imperiums in der Karibik und in Mittelamerika. Nicaragua wurde wiederholt, manchmal über Jahre hinweg überfallen und seine Politik dem Willen Washingtons unterworfen. Honduras erlebte eine Reihe von Besetzungen und Landungen, die dem Schutz amerikanischer Unternehmensinteressen dienten. Haiti war von 1915 bis 1934 besetzt, während dieser Zeit zwangen die US-Streitkräfte die Bevölkerung zu Zwangsarbeit, schossen auf Demonstranten und erhielten die direkte Militärherrschaft aufrecht. In der Dominikanischen Republik wurde 1916 eine weitere Besatzung begonnen, die ein Regime installierte, das von amerikanischen Bajonetten gestützt wurde und von Übergriffen gegen Zivilisten geprägt war. In Kuba verbarg die formale Unabhängigkeit die Realität wiederholter amerikanischer Interventionen, militärischer Besetzungen und wirtschaftlicher Dominanz.

Die Methoden waren auffallend einheitlich: Zwangsarbeit in Haiti, Hinrichtungen und Kollektivstrafen in der Dominikanischen Republik, Massaker an Aufständischen in Nicaragua und die Ausbildung lokaler Sicherheitskräfte, deren Brutalität legendär war. Im gesamten Karibikraum stützten US-Interventionen Regime, schützten Plantagen und Banken von Unternehmen und unterdrückten Dissens mit Gewalt.

Über die Hemisphäre hinaus projizierten die Vereinigten Staaten ihre Macht nach China, wo sie sich anderen imperialen Mächten bei der Niederschlagung des Boxeraufstands anschlossen, und in den Pazifik, wo sie mit Kanonenbootdiplomatie Handelsverträge durchsetzten. An jedem Schauplatz war nicht Zurückhaltung, sondern Eskalation das Markenzeichen. Wo Gegner Widerstand leisteten, setzten die Vereinigten Staaten überwältigende Gewalt ein – sie brannten Dörfer nieder, besetzten Hauptstädte und übten direkte Kontrolle aus.

Am Vorabend des Ersten Weltkriegs waren die Vereinigten Staaten zu einer unverkennbaren imperialen Macht geworden. Ihr Einfluss reichte über die Karibik und Mittelamerika bis in den Pazifik und nach Asien und auf die Weltbühne in Europa. Der Preis dafür wurde nicht nur in annektierten Gebieten bezahlt, sondern auch mit dem Blut von Zivilisten, die Massakern, Brandschatzungen und militärischen Besetzungen ausgesetzt waren.

Weltkriege und die Globalisierung der Gewalt

Der Eintritt in den Ersten Weltkrieg projizierte die amerikanische Macht zum ersten Mal auf den europäischen Kontinent, aber der Krieg wurde von dem geprägt, was davor und danach geschah: der Konsolidierung des Imperiums in der Karibik und den Anfängen globaler Interventionen. Marines patrouillierten weiterhin in Haiti, der Dominikanischen Republik und Nicaragua, selbst als amerikanische Truppen den Atlantik überquerten. Bis 1918 waren die Vereinigten Staaten sowohl Kriegsteilnehmer in Europa als auch die hegemoniale Macht des amerikanischen Doppelkontinents.

Der Zweite Weltkrieg wird oft als „gerechter Krieg“ in Erinnerung behalten, aber Toft und Kushis Rahmenkonzept entlarvt diesen Mythos. Die amerikanischen Bombenangriffe richteten sich gegen Städte und zivile Infrastruktur und hatten verheerende Auswirkungen. In Europa zerstörten Luftangriffe Kulturzentren wie Dresden. In Asien erreichten die strategischen Bombardements ihren Höhepunkt mit dem Brandbombenangriff auf Tokio, bei dem in einer einzigen Nacht mehr als 100.000 Zivilisten verbrannten, und mit der atomaren Zerstörung von Hiroshima und Nagasaki. Dies waren keine gezielten Militärschläge. Es handelte sich um vorsätzliche Massenmorde, die die Bevölkerung terrorisieren und zur Unterwerfung zwingen sollten.

Der Kalte Krieg verwandelte Amerikas globale Reichweite in ein permanentes System der Intervention. Korea war das erste Testfeld. Zwischen 1950 und 1953 warf die US-Luftwaffe mehr Tonnen Bomben auf die Halbinsel ab als während des gesamten Zweiten Weltkriegs auf den gesamten Pazifik. Städte und Dörfer wurden dem Erdboden gleichgemacht, Dämme und Bewässerungsanlagen zerstört, was zu einer weit verbreiteten Hungersnot und zum Tod von Zivilisten führte. Die Fallbeschreibungen schildern ganze Städte, die von der Landkarte verschwunden sind.

Vietnam, Kambodscha und Laos folgten. Das Massaker von My Lai, bei dem US-Truppen Hunderte unbewaffneter Dorfbewohner niedermetzelten, wurde zum Symbol für einen Krieg, der unter weitgehender Missachtung des Lebens der Zivilbevölkerung geführt wurde. Napalm und Agent Orange wurden wahllos eingesetzt, verbrannten Fleisch und vergifteten Generationen. Strategische Dörfer, Freifeuerzonen und Such- und Vernichtungsmissionen verwischten jede Grenze zwischen Kombattanten und Zivilisten. Das Land wurde verwüstet, Millionen Menschen vertrieben und das Land selbst vergiftet.

Gleichzeitig weitete sich die verdeckte Seite der amerikanischen Macht aus. 1954 stürzte ein von den USA unterstützter Putsch in Guatemala die gewählte Regierung von Jacobo Árbenz. Was folgte, war eines der dunkelsten Kapitel Lateinamerikas: ein vierzigjähriger Bürgerkrieg, geprägt von Massakern an ganzen Dörfern, Verschleppungen und einer Völkermordkampagne gegen die Maya-Bevölkerung.

Von Asien über Afrika bis nach Lateinamerika ist das Bild einheitlich. Die Interventionen der USA eskalierten Konflikte, stärkten repressive Regime und führten zu außergewöhnlicher Gewalt gegen die Zivilbevölkerung. Und die Daten zeigen, was die Berichte eindringlich vermitteln: In den meisten dieser Konfrontationen waren es die Vereinigten Staaten und nicht ihre Gegner, die eine Eskalation wählten und den größten Teil der Zerstörung verursachten.

Die schmutzigen Kriege in Mittelamerika

Nirgendwo ist die Brutalität der US-Interventionen so deutlich sichtbar wie in Mittelamerika in den 1970er- und 1980er-Jahren. Das *Military Intervention Project* dokumentiert diese Ereignisse detailliert, und die Fallstudien verleihen ihnen eine menschliche Dimension: Verbrennungsfeldzüge, Todesschwadronen, Massaker und systematischer Terror, verübt von Regierungen und Paramilitärs, die von Washington bewaffnet, ausgebildet oder finanziert wurden.

Die von den USA unterstützte Regierung El Salvadors führte ihren Krieg mit Todesschwadronen, die Priester, Nonnen, Lehrer und Bauern jagten. Das Massaker von El Mozote im Jahr 1981, bei dem fast tausend Zivilisten ermordet wurden, ist nur das berüchtigtste Beispiel. US-Berater bildeten das Atlacatl-Bataillon aus, das das Massaker durchführte, und trotz überwältigender Beweise für systematische Morde leisteten aufeinanderfolgende Regierungen dem Land militärische Hilfe.

In Nicaragua versuchten die USA, die sandinistische Regierung zu stürzen, indem sie die Contras finanzierten und bewaffneten. Ihre Terrorkampagne richtete sich gegen Zivilisten, sie brannten Schulen und Kliniken nieder, ermordeten Lehrer und Gesundheitspersonal und entvölkerten das Land durch wahllose Gewalt. Der Internationale Gerichtshof verurteilte die Maßnahmen der USA schließlich als unrechtmäßige Aggression, doch die Politik wurde noch jahrelang fortgesetzt und verwüstete das Land.

Honduras wurde zum Schauplatz dieser Operationen. Das US-Militär errichtete Stützpunkte und bildete lokale Sicherheitskräfte aus, die Attentate und

Verschleppungen gegen innenpolitische Gegner durchführten. Das berüchtigte Bataillon 316, unterstützt von US-Beratern, führte eine Kampagne von Entführungen und Folterungen durch.

In der gesamten Region war das Muster unverkennbar. Wenn Volksbewegungen Reformen oder Revolutionen anstrebten, reagierten die Vereinigten Staaten mit militärischer Gewalt, Staatsstreichen und Stellvertreterkriegen. Die Kosten dafür trugen Bauern, Gewerkschafter, Lehrer und Geistliche, die systematisch von Militärs und Paramilitärs ins Visier genommen wurden, die mit Unterstützung der USA agierten. Die Verbrechen waren kein Zufall. Sie waren Teil einer Strategie: Die Bevölkerung sollte durch Terror zur Unterwerfung gezwungen, die soziale Basis der Aufständischen zerstört und die Regierungen auf Linie mit Washington gehalten werden.

Lateinamerika wurde zu einem Laboratorium der Unterdrückung. Und das war umso verwerflicher, als die Vereinigten Staaten nicht auf existenzielle Bedrohungen reagierten. Es handelte sich um kleine, verarmte Länder. Ihre Kämpfe bedrohten die amerikanische Vorherrschaft, nicht das Überleben Amerikas. Die Kriege waren Kriege der Wahl, und die Verbrechen waren der Preis, den Washington bereit war zu zahlen, um die Kontrolle über seinen „Hinterhof“ zu behalten.

Kriege der Wahl im neuen amerikanischen Jahrhundert

Das Ende des Kalten Krieges bedeutete nicht das Ende des amerikanischen Interventionismus. Im Gegenteil, das Tempo beschleunigte sich. Das *Military Intervention Project* zeigt, dass fast ein Drittel aller US-Interventionen nach 1991 stattfanden und es sich zunehmend um Kriege der Wahl gegen viel schwächere Gegner handelte. Das Muster unverhältnismäßiger Gewalt, das in früheren Jahrhunderten dokumentiert wurde, setzte sich bis in die Gegenwart fort.

Der Golfkrieg von 1991 läutete eine neue Ära ein. Die US-Luftwaffe zerstörte innerhalb weniger Wochen die Infrastruktur des Irak und griff dabei nicht nur militärische Ziele an, sondern auch Stromnetze, Wasseraufbereitungsanlagen und Brücken, die für das zivile Leben unverzichtbar waren. Zehntausende Zivilisten starben direkt oder indirekt durch die Bombardierungen und deren Folgen. Die folgenden zehn Jahre der Sanktionen zerstörten die irakische Wirtschaft weiter und trugen zu massiver Unterernährung und vermeidbaren Todesfällen bei.

Die Invasion des Irak im Jahr 2003 gilt als paradigmatischer Krieg der Wahl. Ohne

klare defensive Rechtfertigung gestartet, stürzte sie Saddam Hussein, löste jedoch ein Chaos aus, das Hunderttausende Menschenleben kostete. Die US-Streitkräfte führten nächtliche Razzien durch, bei denen Zivilisten getötet wurden, nahmen Zehntausende ohne ordentliches Verfahren fest und betrieben Folterstätten wie Abu Ghraib, wo Gefangene gedemütigt, geschlagen und manchmal getötet wurden. Die Besatzung zersplitterte den Staat, löste einen Glaubenskrieg aus und schuf die Voraussetzungen für den Aufstieg des sogenannten Islamischen Staates.

Afghanistan, der längste Krieg in der Geschichte der USA, verlief ähnlich. Nach dem Sturz der Taliban im Jahr 2001 dauerte die Besatzung zwei Jahrzehnte. Bei nächtlichen Razzien der US-Streitkräfte und verbündeter Spezialeinheiten wurden wiederholt Zivilisten getötet, Drohnenangriffe trafen Hochzeiten und Beerdigungen, und Haftanstalten wurden für Misshandlungen berüchtigt. Die Zahl der zivilen Opfer stieg von Jahr zu Jahr, obwohl sich die erklärten Kriegsziele verschoben und zurücknahmen. Zum Zeitpunkt des Abzugs war Afghanistan verarmt und instabil, Millionen Menschen waren vertrieben worden.

Anderswo wandten sich die USA zunehmend Luftangriffen und Stellvertreterkriegen zu. Im Jahr 2011 zerstörte die NATO-Intervention in Libyen, angetrieben durch die amerikanische Luftwaffe, das Regime von Muammar Gaddafi, hinterließ jedoch ein Land in Trümmern. Rivalisierende Milizen teilten das Gebiet unter sich auf, Zivilisten litten unter der Gesetzlosigkeit, und der Staat versank im Chaos. In Syrien schürte das militärische Engagement der USA einen brutalen Konflikt, der ganze Städte wie Raqqa verwüstete, wo Bombardierungen ganze Stadtteile dem Erdboden gleichmachten und Tausende Menschen töteten.

Die Ära der Drohnenkriegsführung dehnte die Gewalt der USA über Grenzen hinweg aus, ohne dass sie dafür zur Rechenschaft gezogen wurden. In Pakistan, Jemen und Somalia töteten Drohnenangriffe mutmaßliche Militante, aber auch unzählige Zivilisten und verbreiteten Angst in ländlichen Gebieten, wo das ständige Summen der Drohnen zu einer Form des psychologischen Terrors wurde. Familien wurden bei Hochzeiten und Beerdigungen ausgelöscht, Bauern auf ihren Feldern getroffen, Kinder in ihren Häusern getötet. Das waren keine Unfälle am Rande der Präzisionskriegsführung. Es waren die vorhersehbaren Folgen einer Strategie, die das Töten aus der Ferne gegenüber politischen Lösungen bevorzugte.

Weltweit destabilisierten Interventionen ganze Regionen. In Westafrika bewaffneten und trainierten US-amerikanische Anti-Terror-Programme Militärs, die später Staatsstreiche inszenierten. In Somalia führten Interventionen von den 1990er-

Jahren bis heute wiederholt zu Gewaltzyklen, vom berüchtigten Black-Hawk-Down-Vorfall bis hin zu anhaltenden Drohnenangriffen und Spezialeinsätzen. Selbst in Europa hinterließen Interventionen auf dem Balkan zerstörte Infrastruktur und vertriebene Zivilisten.

Die Interventionen nach dem Kalten Krieg zeigen am deutlichsten, was die Daten von Toft und Kushi statistisch belegen: Diese Kriege waren keine Reaktion auf existenzielle Bedrohungen. Sie wurden bewusst gewählt. Und in den allermeisten Fällen setzten die Vereinigten Staaten mehr Gewalt ein als ihre Gegner und eskalierten Konflikte, die sonst möglicherweise lokal geblieben wären. Die Methoden mögen sich geändert haben – von der Politik der verbrannten Erde zu Drohnen, von Besatzungen zu Stellvertreterkriegen –, aber die Ergebnisse waren die gleichen: zerstörte Staaten, traumatisierte Gesellschaften und Zivilisten, die den höchsten Preis zahlen.

Fazit: Die Arithmetik des Imperiums

Monica Duffy Toft und Sidita Kushi haben etwas Seltenes vollbracht. Sie haben Mythen durch Messungen ersetzt. Indem sie den umfassendsten Datensatz zu militärischen Interventionen der USA zusammengestellt haben, der jemals erstellt wurde, zeigen sie schwarz auf weiß, was Generationen von Opfern bereits mit Blut und Feuer erfahren mussten. Die Vereinigten Staaten waren keine widerwilligen Krieger. Sie waren die interventionistischste Macht der modernen Geschichte – nur das Britische Empire kann sich damit messen.

Selbst in ihren Haushaltsprioritäten ist das Ungleichgewicht deutlich zu erkennen. Die Autoren stellen fest, dass die Ausgaben des Außenministeriums – ein grober Indikator für Diplomatie und friedliches Engagement – nur langsam von etwa ein Prozent der Ausgaben des Verteidigungsministeriums in den 1960er-Jahren auf etwa vier oder fünf Prozent in den letzten Jahren gestiegen sind. Das Muster ist unverkennbar: Die Vereinigten Staaten haben durchweg ein Vielfaches mehr an Ressourcen in die Kriegsführung als in die Diplomatie gesteckt.

Die Zahlen sind erschütternd. 392 Interventionen von 1776 bis 2019. Der Trend ist unverkennbar. Je stärker die USA wurden, desto häufiger griffen sie ein. Und die Methoden waren nicht defensiv. In den allermeisten Fällen wandten die Vereinigten Staaten mehr Gewalt an als ihre Gegner. Immer wieder war es Washington, das eskalierte, bombardierte, besetzte, folterte. Seine Feinde, wenn sie überhaupt kämpften, waren in der Regel weitaus schwächer, und der überwiegende Teil der

Zerstörung wurde von amerikanischer Seite verursacht.

Die Fallstudien legen die menschlichen Kosten offen. Es handelt sich dabei nicht um vereinzelte Ausnahmen. Sie sind die Aufzeichnungen eines Staates, der seine Macht konsequent dazu genutzt hat, zu dominieren, zu zwingen und zu zerstören. Die große Leistung des Buches besteht darin, dies nicht nur durch Erzählungen, sondern auch durch Daten zu belegen. Der Datensatz ist das Gerüst, die Fallstudien das Fleisch. Zusammen zeigen sie eine Nation, die militärische Interventionen institutionalisiert, Gewalt zu einem Standardinstrument der Politik gemacht und Leid auf globaler Ebene exportiert hat.

„Dying by the Sword“ ist mehr als eine Geschichtsdarstellung. Es ist eine Anklage. Es fordert die Amerikaner und die Welt auf, sich einer Wahrheit zu stellen, die zu lange durch Rhetorik über Freiheit und Demokratie verschleiert wurde: Die Vereinigten Staaten haben ihre globale Position nicht auf zögerlicher Führung, internationalem Recht oder Menschenrechten aufgebaut, sondern auf wiederholten, aggressiven Imperialkriegen. Und in diesen Kriegen waren sie allzu oft die Urheber der größten Verbrechen.

Ein Interview der *NachDenkSeiten* mit der Buchautorin können Sie hier einsehen:

Externer Inhalt

Beim Laden des Videos werden Daten an Youtube übertragen.

Inhalt von Youtube zulassen
Inhalte von Youtube nicht mehr zulassen

Monica Duffy Toft und Sidita Kushi: Dying by the Sword: The Militarization of US Foreign Policy. New York 2023, Oxford University Press, gebundene englische Ausgabe, 296 Seiten, ISBN 978-0197581438, 26,15 Euro.

Titelbild: Screenshot vom Buchcover

Mehr zum Thema

[Daniele Ganser im Interview: Der Westen ist die größte Gefahr für den Weltfrieden]

[Schmutzige Kriege und endlose Lügen: Scott Hortons erschütternde Geschichte des War on Terror]

[Der Krieg der Imperien: Eine Rezension von Paul Chamberlins „Verbrannte Erde“]

[Der globale Garnisonsstaat: Wie der US-Militarismus in seiner DNA verankert ist]